

OMAR KHIR ALANAM



**Feig, faul &
frauen-
feindlich**

*Was an euren Vorurteilen
stimmt und was nicht*

Omar Khir Alanam:
Feig, faul & frauenfeindlich

Alle Rechte vorbehalten

© 2021 edition a, Wien
www.edition-a.at

Cover: Bastian Welzer
Gestaltung: Bastian Welzer
Korrektur: Dr. Karin Gilmore

Gesetzt in der Premiera
Gedruckt in Deutschland

1 2 3 4 5 — 24 23 22 21

ISBN 978-3-99001-548-3
eISBN 978-3-99001-549-0

Omar Khir Alanam

**Feig, faul &
frauenfeindlich**

***Was an euren Vorurteilen stimmt und
was nicht***

edition a

Hallo,

danke, dass du mein Buch gekauft hast!

Ich wünsche dir viel Freude beim Lesen.

Über ein cooles Foto mit dem Buch auf *Instagram* oder *Facebook* oder eine andere Rückmeldung würde ich mich sehr freuen. :-)

Auch wenn du Freunden von dem Buch erzählst, freue ich mich.

Hoffentlich sehen wir uns einmal bei einer Lesung oder einfach so.

Alles Liebe

Omar Khir Alanam



Omar Khir Alanam

Mail: omar.khiralanam@gmail.com

Website: www.omarkhiralanam.com

Inhalt

Liebesgedichte

Der doppelte Omar

Muttersöhnchen

Leben mit dem Feind

Sprich Deutsch, Oida!

**Das Kopftuch: Frauen tragen es, Männer reden
darüber**

Eine Geschichte über fünf Freunde

Familienbande

Danke - aber wofür?

Morgen ist schöner

Für die Sonne!

*Die Sonne ist nichts als eine Metapher.
Das wahre Gesicht ist das des Gedichtes. Deins!*

Liebesgedichte

Alles, das Glück und der Schmerz, die Lieder und die Schüsse, die Lachenden und die Toten, die Verfolgung und die Flucht – das alles begann mit einem Liebesgedicht.

Ich war 16 Jahre alt, als ich meinen Lehrer zu einer Lesung ins al-Assad-Kulturzentrum begleitete. Hätte ich es mir aussuchen können, wäre ich in ein anderes Kulturzentrum gegangen, aber in Syrien waren alle großen Einrichtungen, egal ob Sportstätten, Bildungseinrichtungen oder eben Kulturzentren, nach Baschar al-Assad benannt. Überall wurden wir daran erinnert, dass Assad mehr war als ein Mensch. Er war der Vater unseres Landes, Bewahrer des Friedens und Beschützer unserer Heimat vor den bösen Anderen, vor Israel, Amerika und dem Westen überhaupt. So wie bereits bei seinem Vater, der vor ihm regiert hatte, galt auch Baschar al-Assads Regentschaft als gottgewollt. Nur wenige Jahre später versuchte ich zusammen mit tausend anderen Syrern, diese Regentschaft zu beenden.

Doch an diesem Nachmittag ging es mir nicht um Revolution oder Kunst. Ehrlich gesagt ging es mir nur darum, bessere Noten zu bekommen. In Syrien ist es ähnlich wie in Österreich: Wenn dich ein Lehrer mag, hast du bessere Chancen auf eine gute Note. Und die hatte ich dringend nötig. Also opferte ich einen ganzen Nachmittag, den ich sonst mit meinen Freunden in irgendwelchen Cafés in der Innenstadt von Ost-Ghouta, einer Stadt in der Nähe von Damaskus, verbracht hätte, und hörte mir an, wie ein älterer Dichter seine Liebesgedichte vorlas.

In dem kleinen, stickigen Raum waren einige Stuhlreihen aufgestellt worden. Etwa zwanzig oder dreißig Leute waren anwesend. Darunter entdeckte ich nur zwei Frauen. Der Dichter las über die vielen verschiedenen Variationen der Liebe, über das Verlieben und Sichverlieren, über das Geliebtwerden, das Erwidern der Liebe und die Trauer darüber, wenn diese Erwidern ausbleibt. Er schrieb auch über die körperliche Liebe, was später zu einer hitzigen Diskussion führte. Wie konnte er solche anrühenden Stellen in der Gegenwart von Frauen vorlesen? Über Erotik sollte ein Mann nur mit anderen Männern sprechen!

Wider Erwarten gefielen mir die Gedichte. Sie berührten mich. Als Jugendlicher, der ängstlich nach seinem Platz in dieser Welt suchte, gaben sie mir eine Möglichkeit, meine Identität abzutasten. Denn in der Liebe lernen wir viel über uns selbst. Wir lernen, was andere Menschen für uns bedeuten, und über die Grenzen unserer Empfindungen. Wie tief können wir uns in den anderen hineinfühlen? Wir erkennen, dass wir über den Schmerz der geliebten Person weinen, als wäre er unser Schmerz, und wie das Herz springt, wenn sie Freude empfindet. Wir haben plötzlich weniger Angst, weil uns die Welt weniger fremd vorkommt. Die Liebe gibt uns eine Sprache, mit der wir zu uns selbst wie zu anderen sprechen können.

Bereits am nächsten Tag saß ich in dem kleinen Laden, in dem ich damals nach der Schule Solaranlagen verkaufte, und schrieb an meinen ersten eigenen Gedichten.

Das Geschäftsleben funktioniert in Syrien anders als in Europa. Die Läden haben den ganzen Tag über offen, außer am Freitag, wenn wir beten. Doch es kann vorkommen, dass der Verkäufer mal auf einen Kaffee zu seinem Nachbarn geht. Dann muss man warten, bis er wiederkommt, bekommt als Entschädigung dafür aber auch einen Kaffee angeboten. Manchmal hat ein Laden bis

Mitternacht offen, wenn viel los ist, und am nächsten Tag schließt er um fünf Uhr. Geschäftszeiten sind wie unsere Launen: Sie ändern sich täglich.

Ich hatte immer schon gerne verkauft. Ich mochte den Kontakt mit Menschen. Und wenn gerade keine da waren, saß ich hinter dem Ladentisch und hing meinen Gedanken nach. Doch an diesem Tag war ich froh über jede Minute, in der ich meine Ruhe hatte. Denn ich schrieb an meinen ersten eigenen Liebesgedichten. Sie waren sehr kindisch, wie Liebesgedichte von 16 Jahre alten Jungen eben sind. Ich schrieb über Mädchen, in die ich mich verliebt hatte, und über Schmerz und Einsamkeit, die ich noch gar nicht wirklich kannte. Doch ich fühlte ein Ziehen und Drängen in meinem Herzen, das sich durch die Fasern meines Körpers schlich und über meine Poren nach außen dringen wollte. Das war die Sehnsucht nach dem Verliebtsein.

Ich wuchs in einer Gesellschaft auf, die auf die Trennung der Geschlechter besonders achtete. Sex vor der Ehe entehrte eine Frau und ihre ganze Familie. Ihre Ehre war immer an ihr Geschlechtsorgan gebunden. Liebe auszuprobieren, dafür gab es keinen Platz. Die Verantwortung, die auf der Liebe lastete, erdrückte sie wie eine Flamme, der man den Sauerstoff entzieht. Ich kannte einige Jungs, die zwar geheime Liebschaften mit Mädchen aus der Stadt hatten, aber darauf bedacht waren, dass ihren eigenen Schwestern kein Junge zu nahe kam. Es war verwirrend und irritierend. Mein Körper, meine Gefühle und mein Gewissen schienen sich nicht verständigen zu können. Ihr Gesang rauschte in meinen Ohren wie das Musikstück eines Orchesters ohne Dirigenten. Diesen rauschenden, betäubenden Gesang versuchte ich in die Schönheit arabischer Schriftzeichen zu verwandeln.

Meine Freunde wussten nichts von meiner neuen Leidenschaft. Ich hatte zu große Angst, dass sie mich

deswegen vielleicht auslachen würden. In Syrien ist die Liebe eine komplizierte Sache. Alle Jungs in meinem Alter verzehrten sich nach ihr, dachten Tag und Nacht darüber nach. Doch sie wollten geliebt werden, nicht lieben. Denn lieben bedeutete, sich verletzlich zu machen, sich zu öffnen und sich herzugeben. Lieben bedeutete, hinauszutreten vor andere Menschen und zu sagen: »Seht her, so bin ich. Akzeptiert mich oder nicht.«

Das erforderte Mut, viel Mut, mehr Mut, als die meisten Burschen in diesem Alter aufbringen konnten. Wenn sie die Liebe anriefen, dann versteckten sie dieses Bedürfnis oft hinter Gejohle und Gelächter. Hinter dem, was sie »cool« fanden. Bloß keine Schwäche zeigen. Sie würden bald Männer sein und der Mann muss mit der ganzen großen, weiten, feindseligen, beängstigenden Welt fertigwerden. In Syrien ist diese Welt sogar noch etwas beängstigender als anderswo. Er kann sich keine Schwäche leisten.

Vielleicht aber, denke ich heute, ist die Liebe in Syrien auch nicht komplizierter als in Europa.

Als ich zwei Jahre später an die Universität in Damaskus kam, wusste kaum jemand von meiner heimlichen Liebe zur Dichtung. Bis ich eines Tages mit zwei Mädchen in der Mensa saß, für uns etwas zu trinken holte und meinen Rucksack unbeaufsichtigt ließ. Ich schwöre, dass es keine Absicht war! Mein Notizheft schaute heraus, die Mädchen konnten ihre Neugierde nicht unterdrücken, dachten vielleicht, es wäre ein Tagebuch, und begannen, darin zu lesen. Als ich zurückkam, blickten sie mich verwundert an.

»Wir wussten gar nicht, dass du dichtest, Omar«, sagten sie. Es lag allerdings kein Spott in ihren Stimmen. Sie waren verständnisvoll. Seit diesem Tag konnte ich zumindest mit ihnen über meine dichterischen Versuche sprechen.

Dann kam das, was hier im Westen als Arabischer Frühling bezeichnet wird. Tausende Menschen, viele in meinem Alter, gingen auf die Straße, um für Demokratie und Menschenrechte zu demonstrieren. Sie forderten etwas, so elementar und so überwältigend, dass ein Wort dafür kaum ausreicht: Sie forderten Freiheit. Freiheit, zu denken und auszusprechen, was ihnen auf dem Herzen lag. Freiheit von der Armut und der Unterdrückung, von politischer Willkür und religiösem Fanatismus.

Ich sang und tanzte mit den Menschen, versteckte mich mit ihnen auf Dächern und in Hinterhöfen, ging Seite an Seite mit ihnen durch die Straßen, ohne ein Hemd auf meiner Brust, um zu zeigen: Wir wollen nicht kämpfen. Unsere Revolution war nicht von jener Gewalt getragen, die Assad benutzte, um das Land unter seiner Kontrolle zu halten. Sie wurde getragen von der Liebe zu unseren Mitmenschen.

Zu dieser Zeit erkannte ich, dass meine Liebesgedichte kindliche Versuche gewesen waren, weil sie von nichts anderem als meinem Schmerz und meiner Sehnsucht sprachen. Doch wer über die Liebe schreiben will, muss sie in ihrer ganzen Dimension erfassen. Liebe ist etwas, das eben nicht nur eine einzige Person einschließt. Sie gehört nicht mir allein. Ich muss sie teilen, muss sie weitertragen, verschenken und darauf hoffen, sie auch zu erhalten.

Liebe ist immer politisch. Sie ist die einzige Möglichkeit, den Schüssen des Regimes zu begegnen, ohne uns in das zu verwandeln, wogegen wir kämpfen. Sie allein rettet kein Leben, wenn die Panzer von Assads Truppen durch die Straßen rollen. Doch sie verleiht diesem Leben Bedeutung.

Ich begann, politische Lieder und Gedichte zu schreiben. Meine Kunst hatte nun eine Mission. Sie war noch immer getragen von der Liebe, aber nun hatte sie einen ganz bestimmten Zweck. Ich las auf Demonstrationen und auf

Begräbnissen, in geschlossenen Kaufhäusern und in den Zimmern von Freunden. Ich dichtete nicht mehr bloß für mich, sondern für alle, mit denen ich gemeinsam tanzte und trauerte, lachte und litt.

Das ging einige Zeit lang gut. Meine Familie musste zurück nach Ost-Ghouta fliehen, aber ich blieb in Damaskus. Ich wurde getragen von der Hoffnung, etwas ausrichten zu können. Alles schien möglich in diesen Tagen. Ich erlebte unvergleichlich schreckliche Dinge ebenso wie die höchsten Glücksgefühle. Ich erlebte alles wie durch ein Vergrößerungsglas, in nie gekannter Intensität. Alle Farben, Gerüche, alle Sätze und Berührungen schrieben sich in mich ein wie die schlanken Schriftzeichen, die ich täglich in meine Notizhefte malte.

Eines Tages kam ich vom Einkaufen zurück und wollte mit vollgepackten Taschen in die Wohnung meines Onkels. Ich bemerkte sie zu spät. Sie traten zu mir, bevor ich die Eingangstür erreichte. Sie fragten nach meinem Onkel: »Wohnt er hier?«

Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete. Ob ich überhaupt etwas antwortete.

Sie stülpten mir einen Sack über den Kopf und schmissen mich in ein Auto. Ich weiß nicht, warum sie an diesem Tag gekommen waren und wie viel sie über meine Aktivitäten wussten. Das war auch egal. In dieser Zeit waren Gründe und Logik bereits dem Rauch und dem Donner der Kanonen gewichen.

Als ich am nächsten Tag auf einer staubigen Straße ausgesetzt wurde, kam es mir vor, als hätte ich in dieser einen Nacht ein ganzes Leben zurückgelassen. Mir wurde klar, dass ich bald zum Heer eingezogen werden würde, um für jene Menschen zu kämpfen, die ich verantwortlich machte für unser Leid. Ich hätte mich entscheiden müssen, zu töten oder getötet zu werden. Es war der Moment, in

dem ich mich dazu entschloss, dieses Land, für dessen Freiheit ich gekämpft hatte, zu verlassen.

Aus Angst, mit ihnen erwischt und dann hingerichtet zu werden, ließ ich alle meine Texte im Haus meiner Eltern zurück. Über den Libanon, die Türkei und die Balkanroute gelangte ich 2014 mit vielen anderen Menschen nach Österreich.

Ich hatte alles in Syrien zurückgelassen: meine Familie, meine Freunde, meine Sprache. Das Einzige, was ich hierher hatte retten können, war meine Zukunft. Ich kam nach Graz, in eine fremde Stadt mit hohen, schneebedeckten Bergen, Pflastersteinen und stillen Gassen. Ich suchte nach Dingen, die mir vertraut waren, und landete in einem Schreibworkshop.

Ich verstand, dass ich in diesem Land eine Stimme haben konnte. Eine Stimme, um Dinge zu sagen, für die ich in Syrien im Gefängnis gelandet wäre. Doch für diese Stimme brauchte ich eine Sprache. Und diese Sprache musste, darauf wiesen mich etliche Plakate und Menschen immer wieder hin, Deutsch sein. Also setzte ich alles daran, so schnell wie möglich Deutsch zu lernen. Mit *YouTube*-Videos brachte ich mir Wörter bei, ihre Fälle und Zeiten, lernte die langen Sätze der deutschen Sprache kennen. Sie wirkte fremd, hart und kalt, voller Ecken und Kanten, an denen man sich die Zunge aufschneiden konnte. Nichts war in ihr zu spüren von dem Fluss des Arabischen, der Klarheit und Musikalität meiner Muttersprache. Aber egal, wie musikalisch das Arabische war, im Supermarkt konnte ich mir damit trotzdem nichts kaufen. Also wollte ich so schnell wie möglich Deutsch lernen.

Schon bald begann ich, Gedichte und Texte auf Deutsch zu schreiben. Zuerst nur wenige Seiten, mit denen ich bei Poetry-Slams antrat und die von jenen Themen handelten, die mich bereits in Syrien beschäftigt hatten: Liebe,

Identität, Heimat. Doch bald erkannte ich, dass diese Formate nicht genug waren. Ich wollte auch meine Erfahrungen, die ich als geflüchteter Syrer in Europa täglich erlebte, zum Ausdruck bringen. Also schrieb ich zwei Bücher über meine Eindrücke. Sie handeln von den Unterschieden und den Gemeinsamkeiten zwischen dem Leben in Syrien und jenem in Europa und ich hoffe, dass sie meinen Lesern, woher sie auch kommen, zeigen, wie nahe das Fremde oft dem Eigenen ist. Wenn man ihm nur eine Chance gibt.

Seit ich in Österreich lebe, sind mir auf diese Bücher ganz verschiedene Reaktionen begegnet. Ich habe Gastfreundschaft und Wärme erfahren, von Menschen, die mich nicht kannten und mir trotzdem helfen wollten. Genauso begegneten mir rassistische Vorurteile, Ignoranz und sogar Hass.

Mein erstes Buch hieß *Danke!*. Ich bedankte mich darin bei jenen Österreichern und Österreicherinnen, die mich hier aufgenommen und willkommen geheißen haben. Die mir halfen und mich nicht als Eindringling betrachteten. Für viele Menschen mag das selbstverständlich sein. Warum sich für etwas bedanken, das eigentlich ganz normal sein sollte? Ist es nicht das erste Gebot der Menschlichkeit, Menschen, die vor einem Krieg fliehen und mit nichts ankommen, zumindest eine helfende Hand zu reichen? Ja, eigentlich schon. Aber *eigentlich* ist eines dieser deutschen Spezialwörter. Damit wird ausgedrückt: So könnte die Welt aussehen, wenn wir nur etwas mehr Glück hätten.

Die Realität sieht nun mal anders aus. Also entschied ich mich dafür, ein Buch der Liebe und der Dankbarkeit zu schreiben. Weil ich Menschen Hoffnung machen wollte. Sowohl den Europäern, dass ihre Unterstützung nicht